

Die Neue Welt

Nr. 44

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schweizer.

(Fortsetzung.)

XVIII.

„Kombinierte Ski- und Schlittenfahrt nach Holmenkollen; hier Diner mit Selt. Nicht übel! Darauf Skifahrt mit Fackeln nach Sandaas, durch Nacht und Nebel, versteht sich. . . Ich muß sagen, Du verstehst zu arrangiren.“

Herr Danielsen stand in Hemdärmeln zwischen zwei Toilettespiegeln und war eifrig bemüht, mit zwei Bürsten sein lang gehaltenes, wärliches Haupthaar über die möglichst große Fläche des blanken Schädels zu vertheilen.

„Hast Du das Diner und den Champagner schon bestellt?“

„Natürlich! Wenn die Tour heute unternommen werden soll, kannst Du Dir doch denken, daß ich das Diner schon bestellt habe.“ Er machte eine Grimasse.

„Natürlich, wenn es heute sein soll, ja.“

Frau Babbi befestigte vor dem großen, in weiß- und goldbeforzten Frisirspiegel ihr Haar mit einigen Schildpattnadeln, legte den Kopf etwas zurück und betrachtete mit einem pfißigen Lächeln ihr eigenes Bild, hinter welchem dasjenige ihres Gatten, von hinten gesehen, aufstach, wie er breitbeinig da stand und den kalten Schadel liebevoll zu demanteln suchte.

„Lieber Freund, ich habe Dich doch schon vorgestern gefragt —“

„So . . . davon weiß ich garnichts!“

Das pfißige Lächeln wurde spöttisch. „Wenn Du davon garnichts weißt, dann hattest Du wohl . . .“ Anstatt den Satz zu vollenden, fing sie an eine ausgelassene Operettenmelodie leise zu singen.

„Was hatte ich?“ schmarrte er sie an. „Ich hatte den Kopf voll ernster Gedanken . . . Geschäftssachen . . . die neuen Zollvorlagen . . .“

„Ja, ja, ja! . . . Ich sage ja garnicht, daß Du etwas Anderes im Kopf hattest . . . Tralalala!“ Ihr Humor verfehlte nicht seine Wirkung, denn jetzt streifte sie ein halb gezähmter Blick von der Seite. „Und die Theilnehmer an dieser famosen Partie sind?“

„Du und ich und Magnhild, Agestin und unsere Freunde . . .“

„Deine Freunde, willst Du sagen!“

„Meinetwegen, meine Freunde: Christian Johansen . . .“ — „Hat er wirklich zugesagt?“

„Jawohl! . . . Ferner: Arne Ving, Peter Lie . . .“

„Brrr!“

„Bist Du nicht wohl?“

„Nein, ich empfinde, wie Du weißt, immer ein körperliches Unbehagen bei Allem, was an die zwei Herren erinnert; aber darauf brauchst Du ja gar keine Rücksicht zu nehmen. . . Wer sonst noch?“

„Frau Lie, natürlich. . . Außerdem . . .“
„Noch wer? . . . Das wird mir ja wieder ein sehr theueres Vergnügen . . .“

„Außerdem Bergsjot Pang und eine Freundin von ihr, Hans Dewre und Frau Dewre.“

„Na, was Du mit denen anfangen willst! . . . Soll etwa Hans Dewre auf Ski laufen? Bahaha!“

„Bahaha! Nein, er wird wohl per Schlitten befördert werden müssen. . . Er ist immer so guter Lanne und hält so hübsche Tischreden, weißt Du . . .“

Das Kunstwerk ist vollbracht. Zweidrittel des eheherrlichen Schädels sind unter einer blanken, glatten Decke verborgen, und der lange Backenbart, schön ausgezogen, macht sich so breit wie möglich. Herr Danielsen zieht seinen tadellosen Gehrock an, befestigt an der schneeweißen Weste die schwere goldene Uhrkette mit Berloque, und geht zu seiner Frau, die, ihre Ringe über die hübschen weißen Finger ziehend, die letzte Hand an ihre Toilette legt. Er berührt ihr Haar mit der Hand. „Du fährst doch mit mir im Schlitten, Babbi?“

Sie entzieht sich unwillkürlich der Verührung und erwidert: „Nein, ich habe Magnhild versprochen, mit ihr auf Ski zu laufen.“

Er sieht sie fest und bestimmt an. „Ich glaube, Du thust Magnhild einen größeren Gefallen, wenn Du mit mir fährst, dann kann sie mit ihrem Schas allein laufen.“

Babbi erwidert nichts, ein ärgerlicher Zug um den Mund zeigt ihm, daß sie keineswegs gelaut ist, seinen Rath zu befolgen. Herr Danielsen bleibt vor seiner Frau stehen, beide Hände in den Hosentaschen, während sie vor dem Spiegel sich an der Weiße ihrer eigenen Zähne ergötzt. Seine Stimme klingt leidenschaftslos, aber ernst: „Wenn Du aufrichtig sein willst, findest Du nicht, daß Du ein blutiges Unrecht gegen diese Weiden begehst?“

Ihre Wangen entfärben sich. „Ich begreife nicht, was Du meinst.“

„Das begreifst Du sehr wohl. Meinst Du, daß ich Dich nicht durchschaut hätte? Vom ersten Augenblick an, sage ich Dir, habe ich verstanden, welche Rolle die „Banernbrant“ hier spielen sollte.“

„Welche Rolle? . . . Ich verstehe Dich nicht.“

„Ach, thue doch nicht so, Du wolltest durch den Gegensatz um so unwiderstehlicher wirken. Ganz schlan berechnet, nur ist der unbekannt Faktor etwas anders ausgefallen, als Du Dir ihn wohl dachtest. Magnhild ist ein feines Mädchen. Aber . . . ob richtig oder falsch, ich finde Deine Berechnung wenig nobel.“

Er stand noch immer breitbeinig da und klatschte die äußere Fläche der rechten Hand in die innere der linken. Seine Miene verrieth keine Strenge,

sondern vielmehr eine innere Befriedigung über das gewonnene Terrain. Frau Babbi drehte ihm fortwährend den Rücken zu, heute konnte sie sich garnicht lange genug im Spiegel betrachten.

„Es ist wirklich nicht im eigenen Interesse, daß ich rede,“ fuhr er fort, „obgleich ich wohl auch Interesse haben dürfte. Ich will Dich nur als Freund warnen, weil ich finde, daß Du im Begriff bist, eine Gemeinheit auszuführen.“

Sie warf den hübschen Kopf stolz zurück. „Ich danke Dir für Deine Rathschläge.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. —

Das Kristianiathal erglänzte im Wintergewand. Drei Tage alter Schnee, zwölf Grad Kälte und Sonnenschein, mehr konnte man nicht verlangen. Die Stimmung, welche die kleine Gesellschaft besaß, die theils auf Schneeschuhen, theils in Schlitten die Anhöhen außerhalb der Stadt hinauf zog, war darum auch die allerbeste. Selbst Frau Babbi, die ehrbar neben ihrem Mann im Schlitten saß und im langsamen Trab sich die steigende Landstraße hinauf ziehen ließ, während Skiläufer beider Geschlechter ausgelassen an ihr vorbeischoßen, zeigte ein vergnügtes Gesicht. Ihr Mann war ganz überrascht über diese Wendung der Dinge, auf die er nie zu hoffen gewagt hätte, und übertraf sich selbst in Gesprächigkeit und Zuverlässigkeit. Nur hin und wieder schielte er bedenklich nach den Schneeschuhen seiner Gattin, die neben ihm aus dem Schlitten hoch emporragten und zu verstehen gaben, daß die Nachgiebigkeit seiner Frau nur eine begrenzte war. Uebrigens war sie ja auch im Sportkostüm. Weiter erklangen die Schellen der Gefährte in der winterklaren Frostluft. Der Himmel war blau ohne einzige Wolke, und blau flogen die Schatten der Skiläufer über die blendend weiße Fläche der im Sonnenschein erglänzenden Schneelandschaft dahin. Der Zug wurde von Agestin und Magnhild eröffnet. Als geübte Skiläufer glitten sie mit langen, festen Zügen auf dem neben der Fahrstraße gebahnten Skiweg dahin. Hinter ihnen kam Danielsen's Schlitten, ihm folgten Peter Lie in einem Schmalsschlitten, den er selbst lenkte, und den Zug beschließend kamen Hans Dewre und Gemahlin in einem wenig eleganten Mietwaggen, von einem dicken gelben Gaul gezogen.

Hans Dewre, über dessen originelle Erscheinung Agestin an jenem regnerischen Frühlingsmittage in Ammerthal's Bureau sich amüßert hatte, war ihm seitdem mehrmals begegnet, und er ist Derjenige unter den vielen in Danielsen's Haus verkehrenden Schriftstellern, der ihm als Mensch und als Künstler am sympathischsten ist. Seine Frau ist eine kleine unscheinbare Person, aus deren bleichem Antlitz zwei

blaue Kinderaugen fragend hervorblicken. Wenn man mit Hans Dewre und Frau zusammen ist, hat man stets die Empfindung, daß es Sonntag sei. Man wird in ihrer Gesellschaft wieder kind, bei ihnen ist Harmonie und Friede, kein Mißton läßt sich hören. Aegstin und Ragnhild sind während der letzten zwei Monate fleißige Gäste in Dewre's Hause gewesen.

Neben Danielsens's Schlitten läuft Arne Bing, der nur mit Mühe die doppelte Aufgabe löst, seinen langen, ungelentigen Körper und die langen, schwer zu lenkenden Schneeschuhe in Uebereinstimmung mit einander zu bringen und zu gleicher Zeit die schöne Frau im Schlitten angenehm zu unterhalten. Bergljot Bang, ein vor Gesundheit und Uebermuth strahlendes junges Mädchen, geht leicht und elegant hinter ihm her. Dann und wann kopirt sie die Bewegungen des bürren Dichters zum großen Gaudium ihrer Freundin, Betsy Lange, die ihr folgt. Schweigsam, allein für sich, kommt, als der Letzte im Zuge, Christian Johansen.

Die Landstraße steigt langsam bergan bis zu einem größeren Hof, dessen roth bemalte Gebäude malerisch aus der Winterlandschaft hervortreten. Dort oben verlassen die Skiläufer die Schlitten, um einem Skiveg durch Wald und Feld zu folgen, der kurz vor ihrem Ziel, Holmenkollen, wieder auf die Landstraße mündet. Diese windet sich in unendlichen Schleifen den steilen und ziemlich hohen Berg hinauf.

Aegstin und Ragnhild arbeiten sich eine steile Anhöhe empor; sie sind den Anderen im Skilaufen überlegen und sind ihnen weit voran. Auf der Höhe wendet Aegstin seine Schneeschuhe.

„Drehe Dich um, Ragnhild. Ist die Aussicht hier nicht hübsch?“ Sie folgt seiner Anweisung und bricht in einen Ruf der Bewunderung aus.

„Entzückend! . . . Wie hübsch ist der Fjord mit seinen unzähligen Inseln, und selbst die Stadt, die, in der Nähe betrachtet, auf keine besondere Schönheit Anspruch machen kann, hat von hier oben gesehen einen ganz besonderen Reiz.“

„Ja, Du hast Recht, Alles wird hübsch, wenn man es in der rechten Beleuchtung sieht.“ Beide schweigen. Wie ein ferner Sang dringt das Glockengeläute von den vielen Kirchen der Stadt zu ihnen empor.

„Was ist das für ein Hügel dort mit den schönen Anlagen?“ fragt Ragnhild.

„Das ist der St. Hans Berg.“

„Berg nennt man den?“

„Nicht wahr? Der Fjberg zu Hause ist höher?“

„Sie verhalten sich zu einander wie ein Elefant zu einer Fliege. Ach ja, schön ist es bei uns dort oben, Aegstin.“

„Ja, Ragnhild, es ist schöner als hier. Kannst Du Dich trotzdem entschließen, hier in der Stadt zu wohnen . . . denn das mußt Du, wenn Du meine Frau wirst.“

Sie antwortete nichts, sie sah ihn nur an mit einem Blick, der deutlicher als Worte sagte: „Da, wo Du bist, ist es am schönsten.“

Lautlos glitten sie auf der weichen weißen Bahn dahin. Sie huschten über ein Stafet, welches derart verfehlt war, daß nur einzelne Pflöcke sichtbar waren, an Tannen ging's vorbei, die unter der weißen Last, die von oben bis unten ihre Zweige herabdrückte, zu feinen schienen. Immer steiler ging es in die Höhe. Sie waren hinter einer Gruppe von Tannen angelangt und blieben stehen, um Athem zu holen. Ein Specht hackte an einem Baumstamm in ihrer unmittelbaren Nähe. Schnee rieselte herab, blinkend wie Millionen Sterne. Sie bemerkten es Beide. Keiner redete ein Wort, sie reichten sich aber schweigend die Hände. Wie war es feierlich still hier oben. Die Kirchenglocken schwiegen, jetzt hörten sie nur ganz leise den Klang der Schellen von der Landstraße, die sich weit weg und tief unten wie ein Band durch die Landschaft zog.

Die anderen Skiläufer näherten sich. Aegstin und Ragnhild konnten sie sehen, wie sie sich den Berg empor arbeiteten, voran Bergljot Bang und Christian Johansen; hinter ihnen sah man Betsy Lange's rothe Sportmütze auftauchen, und dann kam Arne Bing, der im Schweiß seines Angesichts mehr auf der Weinen, als auf zweien den steilen Hang empor-

trabbelte. Hin und wieder rutschte ihm ein Schneeschuh nach hinten, dann verlor sein langer, ungelentiger Körper das Gleichgewicht, er fiel vorüber und bohrte seine lange „aristokratische“ Nase tief in den Schnee. Einmal lachte Ragnhild bei dem Anblick laut auf.

„Hys!“ sagte Aegstin und zog sie mit sich in das Dickicht. Dann lachten sie Beide aus Herzensgrund, sein Blick weilte mit Wonne an ihrem frischen, von der kalten Luft und der Anstrengung gerötheten Gesicht und an den zarten, seidenweichen Wöckchen, die sich um Ohren und Schläfe ringelten; sie waren weiß von Reif.

„Ragnhild, Du bist doch die Schönste von Allen!“ rief er und schloß sie in seine Arme. Dann glitten sie weiter.

„Bing ist kein guter Skiläufer, aber er macht hübsche Verse,“ sagt Aegstin.

„Ich amüßte mich immer über ihn, weil er Babbi so andauernd den Hof macht und so ganz hoffnungslos!“

„Ja, ihr machen Alle mehr oder weniger den Hof . . . Peter Lie ist ganz vernarrt in sie.“

„Weißt Du, was ich beobachtet habe, Aegstin?“

„Nun?“

„Ich glaube, wenn Du ihr den Hof machen würdest, wäre es nicht so ganz hoffnungslos.“

„O, wie muß ich Deinen scharfen Blick loben!“ scherzte er.

„Nein, es ist wirklich wahr, ich habe es an so vielen Dingen gemerkt. Sie sieht Dich so sonderbar an, ihr Ohr ist so hellhörig, wenn Du in der Nähe bist, sie hört Deine Stimme aus anderen Zimmern, oder wenn Du unten auf dem Flur bist, lange vor den Anderen, und dann hat sie mir manchmal Fragen gestellt! . . . Im Anfang sah ich natürlich nichts Verdächtiges darin, jetzt aber . . .“

„Was denn zum Beispiel?“

„Sie hat mich einmal gefragt, ob ich es nicht für ein Unrecht hielte, nach Kristiania zu heirathen und den Hof zu verlassen, der seit vielen Menschenaltern im Besitz meiner Väter gewesen ist.“

„Ach! . . . Und was hast Du geantwortet?“

„Daß ich auf mich selbst reichlich so viel Rücksicht zu nehmen habe, wie auf den Hof.“

„Sehr richtig!“

Außerdem sagte ich, ist es garnicht so gewiß, daß wir Solhang verkaufen müßten. Vorläufig leben meine Eltern und sind Beide rüstig. Sollten sie sterben, so ist es garnicht ausgeschlossen, daß wir selbst da wohnen wollen. Die Bewirtschaftung kann man ja einem tüchtigen Inspektor überlassen.“

„Sehr vernünftig! Das wäre ja das schönste Leben, was man sich nur wünschen könnte! Hat Babbi mehrere solche Bemerkungen gemacht?“

„O ja! . . . Vorgestern, als wir über die geplante Tour nach Holmenkollen sprachen, sagte sie mir, daß sie auf das Vergnügen verzichten müßte, mit uns den Weg dorthin auf Schneeschuhen zu machen. Das that mir nun wirklich leid, und das sagte ich ihr. Anfangs erwiderte sie nichts, dann sagte sie plötzlich: ‚Dir thut es vielleicht leid, aber einem gewissen Anderen ist es sehr recht.‘ Meinst Du etwa Aegstin? fragte ich. Da wurde sie aber roth. ‚Aegstin wird es eben so bedauern wie ich,‘ sagte ich dann, aber da lachte sie so sonderbar und sah so erregt aus, so wie ich sie noch garnicht kenne, und plötzlich rief sie ganz laut und mit einem Ausdruck, der mich fast bange machte: ‚Er? . . . Er kümmert sich garnicht um mich, ich glaube, ich könnte sterben, es würde ihn nicht aus seiner Ruhe bringen. So . . . ist Babbi todt? würde er sagen . . . Wie schade! Und dann würde er über etwas Anderes sprechen.‘ Möglicherweise warf sie sich mir um den Hals und küßte und streichelte mich. Seit ich sie so gesehen habe, beurtheile ich so manches Andere, miüberlegte Bemerkungen und gewisse Erscheinungen auch anders.“

„Das ist ja ganz sonderbar!“ erwiderte Aegstin und blieb stehen. Sie hatten ein neues Plateau erreicht, von dem man die herrlichste Aussicht über das ganze Kristianiathal und den Fjord hatte. Er wollte ihre Gedanken von diesem merkwürdigen Thema ablenken und sagte, indem er den Arm ausstreckte: „Sieh doch, Ragnhild, wie wunderbar! Bei dieser

klaren Luft kann man den ganzen Fjord übersehen. Ich glaube fast, es ist Horten, was man dort draußen sieht.“

„Daß Babbi Dich liebt, davon bin ich überzeugt!“ erwiderte Ragnhild, die von diesem Gedanken so beschäftigt war, daß sie seine Bemerkung kaum gehört hatte.

Er sah sie lächelnd an: „Und Du . . . bist nie eifersüchtig gewesen?“

„Doch, manchmal.“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Aber Ragnhild, habe ich Dir denn dazu Ursache gegeben?“

„Nein, ich weine nur, weil ich es so traurig finde . . . dies mit Babbi . . . Sie war uns nun so an's Herz gewachsen, nicht wahr?“

„Gewiß ist es traurig, mein Schatz. Damit hat Dein Besuch hier wohl auch ein Ende.“

„Ja, das habe ich mir auch gedacht. . . . Wer weiß, wann eine solche Gelegenheit sich wieder bietet.“

„Die nächste Gelegenheit bietet unsere Hochzeit.“ Sie erröthete ein wenig: „Ja, wann wird das? . . .“

„Ja, wann wird das?!“ wiederholte er mechanisch. „Wenn ich fernerhin ebensoviele verdiene wie im letzten Jahr, dann könnten wir es wohl wagen; aber das ist es eben, was ich sehr bezweifle. Mit meinen ‚Bauernnovellen‘ habe ich Glück gehabt, weil ich damit den Geschmack des großen Publikums getroffen habe. Ich fühle es aber, daß, was ich von jetzt an schreiben werde, etwas ganz Anderes werden muß.“

„Was willst Du denn schreiben, Aegstin?“

„Ich weiß es selbst noch nicht. Das kann ich Dir aber sagen, was ich früher geleistet habe, befriedigt mich garnicht mehr. Ich könnte nicht noch ein solches Buch zusammenkrigeln, auch wenn man mir ein Vermögen bezahlen würde.“

„Und warum nicht?“

„Weil es mir widersteht! Es widersteht mir, für Geld zu schreiben, es widersteht mir, das Schooßkind dieser reichen, innerlich ungebildeten Geldaristokratie, dieser wohlhabenden, kunstschmabulirenden Pflotterbourgeoisie zu sein. Es widersteht mir, denselben Geschmack zu haben wie sie. Denn sie sind ungebildet, in ihrem Kunsturtheil, wie in ihrem Leben und Treiben. Gemüthlich und denkfaul wollen sie von der Kunst weiter nichts haben, als eine leicht verdauliche Farce, zubereitet nach folgendem Rezept: Etwas fleingehackte Romantik, einen Schlüssel voll sentimentaler Lyrik, Erotik nach Belieben. Die Kunst soll zugleich ein Verdammungs- und Gemüthsmittel für die unbeschäftigten Stunden nach den schweren Mahlzeiten sein. Soll also Hand in Hand mit dem Kaffee und der Zigarre zur Beförderung der Verdauung arbeiten. Solche Kunst waren meine ‚Bauernnovellen.‘ Und glaubst Du, daß Peter Lie und Arne Bing mich nicht haben fühlen lassen, daß sie diese Leistungen nicht dem ebenbürtig erachten, was sie selbst schreiben?“

Ragnhild warf den Kopf stolz zurück: „Ach, was diese eingebildeten Patrone über mich denken, wäre mir doch ganz gleichgültig.“

Aegstin erwiderte ernst und mit gerunzelter Stirn: „Nein, sage das nicht. Als Menschen mögen sie vielleicht nicht viel werth sein, als Künstler aber wohl.“

„Du hast mir aber einmal in einem Brief geschrieben, daß man keine Grenze zwischen dem Künstler und dem Menschen ziehen darf, daß der Künstler, der nicht vor Allem Mensch ist und als solcher eine Persönlichkeit in seiner Kunst zur Schau trägt, nicht den Künstlernamen verdient.“

Aegstin sah sie überrascht an: „Schau, Schau! Wie Du das gut behalten hast und geschickt anzubringen wußtest!“ rief er, glücklich über diesen Beweis ihrer Ebenbürtigkeit im Denken und Diskutiren.

„Was ich da gesagt habe, lasse ich noch immer gelten, und es schließt durchaus nicht Dasjenige aus, was ich von Bing und Lie soeben sagte. Sie sind eben Beide echte Künstler, weil ihre Künstlerische sich mit dem Menschlichen in ihnen deckt, aber da das Menschliche in ihnen jeder Frische entbehrt, da sie Beide an den verschiedenen Krankheiten der Zeit leiden, die zum Pessimismus führen, darum ist auch ihre Kunst krank und pessimistisch; als Kunst kann

fe aber hervorragend sein, mag sie noch so viel Sanguinität haben."

Er schlug mit seinem Stifstab gegen einen Baum, daß es wie ein Schneegestöber über sie herabfiel. "Ich hätte große Lust, in meinem nächsten Buch diese krankhafte Richtung anzugreifen. Jedenfalls bin ich fest entschlossen, was ich nun auch schildern werde, kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

Ragnhild fastete ihn am Arm. "Sieh, da gehen die Anderen, sie haben einen kürzeren Weg gewählt und sind schon weiter gekommen als wir."

"Wir kommen früh genug," beruhigte er sie, "die Schlitten sind noch lange nicht da." Es bereitete ihm eine große Freude, diese Fragen mit Ragnhild eingehend zu besprechen.

"Siehst Du, da geht Johnsen allein voran," sagte sie, "er ist mir der Sympathischste von der ganzen Gesellschaft."

"Ja, mir auch, er und Dewre. Seit Johnsen seine Braut verloren, ist er als Künstler weit mehr aus sich selbst herausgetreten. Seine "Jagdschilderungen" sind fein, so melancholisch und voll inniger, tiefer Poesie. Der Mann ist in seiner Einsamkeit nie allein. Die Natur hat den frei gewordenen Platz in seinem Herzen eingenommen. Er hat sich sozusagen mit der Waldeinsamkeit trauen lassen."

"Und Dewre? ... Der ist doch auch ein tüchtiger Künstler?"

"Ja und mehr als das. Er ist ein echter Mensch und ein echter Dichter. Seine Kunst ist hoffnungsfreudig und stark. Sie ist bestrebt aufzubauen, wo die Anderen unterwühlen und niederreißen."

Ein Auf von oben unterbrach ihre Unterhaltung. Es war Bergljot Bang, die auf einem Felsrücken angekommen, die Beiden da unten zwischen den Tannen entdeckt hatte.

"Ja, wir kommen!" antwortete Agerin. Sie winkten mit dem Stifstab zu ihr empor und machten sich auf den Weg.

"Fräulein Bang ist reizend!" sagte Ragnhild. "So etwas Frisches! Sie ist wie eine Walküre, die aus einer Schneewolke hervorkommt."

Als die Beiden zehn Minuten später die Chaussee erreichten, lagen die im norwegischen Holzbaustil aufgeführten Gebäude Holmentollens vor ihnen auf einem unbewachsenen Plateau im Walde, etwa zwanzig Meter höher als der Punkt, auf dem sie sich befanden. Bergljot kam ihnen entgegengekauft. Sie war die Erste oben gewesen und wollte sich für das ewige Steigen durch einen kleinen Rutsch schadlos halten. Als sie sich der Landstraße näherte, die von dem kleinen, vielfach benutzten Skiberg durch eine Mauer getrennt war, machte sie eine kühne Wendung nach links in einem ganz knappen Bogen, wodurch sie ihre Schneeschuhe in einem Nu zum Stillstehen brachte.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber die körperliche Pflege der Kinder.

(Schluß.) Von Dr. Ernst Schneider.

Die Milchmischung bleibt in dem Topfe, und von ihr wird jeweils vor dem Gebrauche in die Saugflasche abgegossen. Diese wird nun mit ihrem Inhalte in einem Topfe mit warmem Wasser so lange erwärmt, bis sie die für die Säuglingsnahrung passende Temperatur von 28 bis 30° R. hat, was man gewöhnlich daran erkennt, daß sie, an die Wange gehalten, als warm, aber nicht als heiß empfunden wird. Der nach einer Mahlzeit in der Saugflasche etwa verbleibende Rest ist für den Säugling nicht mehr zu verwenden. In derselben Weise wie der Topf, sind die Saugflaschen zu reinigen. Auch die Saughütchen (Zulpe) bedürfen peinlichster Sorgfalt, damit sie nicht, wie so oft, Veranlassung zu Mundkrankheiten, wie Soor, und Verdauungsstörungen geben. Die Saughütchen, deren mindestens zwei zum Wechseln da sein sollen, müssen bleifrei, also aus schwarzem Gummi sein; sie sind nach dem Gebrauche auf der Außen- wie der Innenseite mit der Bürste und abgekochtem Wasser zu reinigen und in Salzwasser aufzubewahren. Man lasse dem Kinde

nie die Flasche oder den Zulp, wenn es nicht trinkt. Das führt oft zu Mundkrankheiten, immer aber zu überflüssiger Speichelabsonderung, die zum mindesten den Appetit benachteiligen kann.

Ist das Kind, wie es sich empfiehlt, vor der Mahlzeit rein gemacht worden, so soll die Mutter oder Pflegerin erst sorgfältig ihre Hände waschen, ehe sie die Nahrung reicht. Der Mund des Kindes wird vor und nach dem Trinken auf die bereits erwähnte Art gereinigt.

Das Kind werde bei Zeiten an eine gewisse Mahlzeitordnung gewöhnt. Sein Magen braucht knapp zwei Stunden, um eine Mahlzeit zu verdauen. Demnach soll ein Kind etwa fünf Mal am Tage, entsprechend den Mahlzeiten der Erwachsenen (um 7, 10, 1, 4, 7), je einmal am Beginn und am Ende der Nacht (um 11 und zwischen 3 und 4) zu trinken bekommen. Es erscheint vielen Eltern grausam, das Kind in der Nacht nach Nahrung schreien zu lassen; doch kann man sich ohne Gewissensbisse, wenn es sonst genügend zu sich nimmt und gedeiht, das Geschrei einige Nächte anhören oder es mit ein Paar Löffeln reinen Wassers täuschen. Wenn es merkt, daß es seinen Willen nicht durchsetzt, wird es klüger und giebt nach; zu seinem eigenen Vortheil, denn Schlaf gehört zum Wachsen und Gedeihen ebenso wie Nahrung.

Gewöhnlich wird die Milch mit Wasser verdünnt, und es werden einem halben Liter der Mischung fünf Theelöffel Milchzucker zugesetzt. In der 1. und 2. Woche giebt man auf einen Theil Milch drei Theile Wasser, dann bis zum vollendeten Vierteljahr Milch und Wasser im Verhältniß zu 1:2, bis zum vollendeten halben Jahre gleiche Theile und allmählig immer weniger Wasser, so daß man vom 10. Monat an reine Milch giebt. Doch ist diese Regel durchaus nicht in allen Fällen zu befolgen, sondern je nach der Beschaffenheit der Milch und der Leistungsfähigkeit des kindlichen Magens abzuändern, nöthigenfalls nach Anhörung des Arztes. Inwiefern wird zur Verdünnung Kalbfleischbouillon verwendet (1 Pfund auf 1/2 Liter Wasser), die wegen ihres Leimgehaltes nahrhaft ist und überdies den Eiweißstoff der Milch leichter verdaulich machen soll. Andere setzen dünnen Hafer-, Weizen- oder Gerstenschleim zu. Indeß empfiehlt es sich, namentlich in den ersten Monaten, nicht ohne sachverständigen Rath derartige Abweichungen vorzunehmen.

Die beste Gewähr für genügende Nahrung und deren Bekömmlichkeit giebt die wöchentlich vorzunehmende Wägung des Kindes, zu der jede gute Küchenwaage sich eignet. Zur Nichtschür diene dabei der Mutter, daß am Ende des ersten Monats das Anfangsgewicht des Kindes sich mindestens um die Hälfte, am Ende des fünften Monats um das Doppelte und am Schluß des ersten Lebensjahres um das Dreifache vermehrt haben muß. Kennerinnen merken schon an der Zahl der durchnähten Windeln, ob das Kind genügend trinkt. Die Menge der täglich getrunkenen Milch beträgt in den ersten Lebenstagen kaum ein halbes Wasserglas, im 1. und 2. Monat 1/2 bis 1/2 Liter, im 3. und 4. 2/3, vom 7. bis 10. Monat 1 bis 1 1/2 Liter. Das Erbrechen nach dem Trinken ist nur dann ein schlechtes Zeichen, wenn das Kind auch Durchfall hat, matt zu sein scheint und an Gewicht abnimmt; oft rührt es, besonders in den ersten Tagen, von der physiologischen, anfangs mehr senkrechten Stellung des kindlichen Magens her, später von zu hastigem oder zu reichlichem Trinken.

Die Milch für den Gebrauch des Säuglings muß natürlich von tadelloser Beschaffenheit sein. Jede Hausfrau weiß, daß bläuliche oder — von Entbeimischung — röthliche oder schleimige Milch dieser Forderung nicht genügt. Seitdem man die hohe Bedeutung der künstlichen Ernährung gewürdigt hat, ist, besonders in den großen Städten, die Milchversorgung im Allgemeinen erheblich besser geworden, und dem ist wohl auch theilweise die Abnahme der Sterblichkeit an Darmkrankheiten im Säuglingsalter zuzuschreiben. Ob man die Milch aus dem nächsten Kuhstall oder aus einer der großen Milchwirthschaften beziehen soll, hängt hauptsächlich von der Güte der gelieferten Milch ab. Doch möchte ich meinen, daß

die großen Anstalten, da sie zumeist mit reicheren Mitteln arbeiten, über gesündere Stallungen, größeren Viehbestand und bessere Fütterung verfügen als die kleinen, und daß die Milch eines oder weniger kranker Thiere durch Vermischung mit der der übrigen gefunden unschädlich gemacht wird. Auch dürften Erkrankungen der Thiere oder fehlerhafte Behandlung der Milch in großen Betrieben schneller zur Kenntniß der Abnehmer gelangen. Von dem Titel "Sanitätsmolkerei" und dem rothen Kreuz lasse man sich nicht imponiren. Die Milch wird natürlich am besten möglichst unmittelbar vom Produzenten entnommen. Ueber den Grad der Sauberkeit giebt die sehr einfache Milchschmutzprobe Aufschluß: man läßt einen Liter Milch in einem zugebedeten Glasgefäße (Weißbierglase) zwei Stunden stehen; hat sich am Boden ein sichtbarer Satz gebildet, so ist die Milch unsauber.*

Den Zeitpunkt der Entwöhnung bestimmt bei Brustkindern zumeist die Natur. Wenn die mütterliche Nahrung spärlicher wird, und das Kind nicht mehr genügend zunimmt, ist es Zeit zur Entwöhnung, die allmählig, in einem Zeitraum von 4 bis 6 Wochen, nie plötzlich vor sich gehen soll, indem man es zuerst mit dem Einschieben von zwei Mahlzeiten der Uebergangszeit täglich versucht. Wenn es angänglich ist, bleibt das Kind bis zum vollendeten 9. Monat an der Mutterbrust. Künstlich genährten Säuglingen sollte nicht vor dem 11. Monat die Uebergangsnahrung gegeben werden. Sie bestehe aus Milch, Milchsuppen mit Einlage von Reis, Gries oder einem guten Kindermehl, Fleischbrühe mit Eigelb, weichen Eiern, Reis- oder Griesbrei. Die Speisen sollen ebenso warm sein wie die bisherige Milchmischung. Daß die Entwöhnung nicht gerade in die heißen Monate Juni, Juli und August verlegt wird, versteht sich von selbst, weil die Sonnenhitze allein schon die Entstehung der Darmkatarrhe begünstigt. Weiches, fein gewiegtes Hühnerfleisch, in kleinen Stücken in Bouillon vertheilt, kann man schon vor Ablauf des ersten Jahres versuchen, und, falls es vertragen wird, auch mit leichten nahrhaften Gemüsen, wie Spinat oder durchgesiebten Carotten eine Probe machen. Das Saughütchen hat seine Schuldigkeit am Ende des ersten Lebensjahres reichlich gethan; es ist nunmehr als schädlich wegzulassen.

Die richtige Ernährung macht bei der Pflege des Säuglings sehr viel aus, aber doch nicht Alles; die übrige Körperpflege ist zwar nicht so schwierig, darf aber nicht vernachlässigt werden. Das Kind wird täglich warm (nicht über 28° R.) gebadet, soll aber nur wenige Minuten im Bade bleiben und mit milder Seife, z. B. der überfetteten Anna'schen Kinderseife, geäubert werden. Gewisse Stellen, die Hautfalten am Halse, unter den Armen, am Gesäß erfordern größere Aufmerksamkeit, weil die Kleinen da leicht wund werden. Besonders die zuletzt genannte Region muß, so oft es die Sache will, sorgfältig, wenn sie wund ist, sogar mit warmem Del, gereinigt und eingepudert werden. Bei vielen Kindern sieht man noch immer eine unappetitliche Kruste auf dem Kopf, die von den Müttern als geheimnißvolles Zeichen der Gesundheit mit schonender Ehrerbietung behandelt wird. Das ist unrichtig; die Kruste ist eine Ansammlung von Schmutz und Hautalg und schädlich wie aller Schmutz. Von der Reinigung der Augen und des Mundes ist bereits gesprochen worden. Eiterige Absonderung in den Augen Neugeborener macht sofortige Zuziehung eines Arztes zur Pflicht; sie zu unterlassen, kann die unheilvollsten Folgen haben. Die Reinlichkeit ist das beste Mittel, um Ausschläge, Furunkel, Zellgewebezündungen zu verhüten und so den Kindern viele Schmerzen zu ersparen. Mit der jetzt so beliebten Abhärtung darf man nicht zu zeitig beginnen; die kindliche Haut ist sehr zart und blutreich, daher für Kälte sehr empfindlich. Immerhin empfiehlt es sich, schon im 6. Monat, vorausgesetzt, daß es nicht Winterszeit

* Das Nothwendigste über die Pflege und Ernährung des Säuglings und der Wöchnerin ist in bündiger und klarer Fassung auf Wärttern dargestellt, die der Verein Düsseldorfischer Medizinalbeamten zum Preise von 1,20 Mark für 100 Stück herausgegeben hat. Ihre Anschaffung und Verbreitung sollten sich Arbeitervereine und Krankenkassen, die auch den Familienmitgliedern Krankenhilfe gewähren, angelegen sein lassen.

ist, die Bäder kühler zu machen, die Kinder aber dann nur wenige Minuten im Bade zu lassen. Kälter als 24° R. soll das Badewasser eines einjährigen Kindes aber nicht sein. Das Abtrocknen geschehe schonend und schnell.

Ein abscheulicher Unfug, der die Entwicklung des Brustkorbes und die Entfaltung der Lungen hemmt, ist das „Wickeln“ der kleinen Kinder. Sie sollen durch die Binde „Halt“ bekommen. Wozu Halt? Die Kinder sollen so lange horizontal mit erhöhtem Kopfe liegen, bis sie sich von selbst aufsetzen. Das ist dem Knochengeriät ihres Rumpfes am zuträglichsten. Versuchen sie, sich aufzurichten, so sollen sie es ohne „Halt“ thun, ebenso wie sie das Gehen ohne Laufstübchen erlernen sollen. Auch dazu dürfen sie nicht gezwungen werden. Hat ein Kind bis zum 14. Monat keine Gehversuche gemacht oder das Gehen wieder verlernt, so liegt der Verdacht vor, daß es die sogenannte englische Krankheit hat, worüber der Arzt Auskunft geben wird. Natürlich müssen Säuglinge in Windeln liegen; doch lasse man sie öfter aus der Umhüllung frei und decke sie nur lose zu, damit sie die Glieder bewegen, sich ausstrampeln können. Das erfreut sie und muß sein. Die Erziehung zur Reinlichkeit soll möglichst früh beginnen; schon vom 5. Monat an kann man nach dem Bade, nach jedem Erwachen und vor dem Einschlafen das Kind über ein Geschirrt halten, um es so an eine gewisse Regelmäßigkeit zu gewöhnen.

Mehr noch als der Erwachsene braucht das Kind Luft und Licht zum Gedeihen. Das Kinderzimmer muß genügend gelüftet werden, aber stets eine Wärme von mindestens 15° R. haben. Rasse Windeln u. dergl. gehören nicht hinein. In den ersten Lebenswochen hütet man die Augen vor grellem Licht. Ueberhaupt ist das Kind über ein Geschirrt halten und plötzlichen Sinnesindrücken, wie Knall oder Erschütterung zu bewahren. Für extreme Temperaturen sind Säuglinge sehr empfindlich; sie sollen daher bei Frostwetter, aber auch bei großer Hitze zu Hause bleiben. Trockene Kälte, Nord- und Ostwinde, Nebel sind ihren reizbaren Athmungsorganen schädlicher als feuchtes Wetter, vorausgesetzt, daß sie gegen den Regen geschützt sind.

Für Säuglinge sind Federbetten, weil sie sehr warm halten, zweckmäßig. Größere kräftige Kinder finden in einem Metallbett, das ja leichter sauber zu halten ist als ein hölzernes, mit einer Rohhaar-, Moos- oder Seegrass-Matratze ein den Ansprüchen der Hygiene genügendes Lager. Ueber der Matratze eine wollene Unterlage, dann die Guttapercha- oder Gummidecke, welche, damit sie nicht zu viel Wärme entziehe, mit einem Leinentuch überdeckt ist. Das Kopfkissen kann auch mit Rohhaar gefüllt sein; zum Zudecken diene eine wollene Decke, welche hinreichend wärmt und doch für die Luft durchlässig ist.

Eine Sorge, die vielen unbemittelten Eltern das Leben schwer und den Geldbeutel noch leichter macht, ist die um eine möglichst gesunde Wohnung. Kellerwohnungen sind wohl für die Kinder die ungesundesten. Es ist erstaunlich, wie elende, lichtlose und dumpfige Räume die Hauseigentümer zu vermieten wagen, aber noch erstaunlicher, daß sie für solche Brutstätten des Glucks 100 Mark jährlich und mehr verlangen und — bekommen. Jeder Arzt kennt derartige Kellerverliehe, die, in engen, dunklen, übelriechenden Höfen gelegen, so finster sind, daß man selbst an einem hellen Sommertage Licht brennen muß, um darin sehen zu können. Auch auf solche „Wohnungen“, die sogar zu Ställen für das Vieh zu schlecht sind, sollten die Arbeiter-Sanitätskommissionen ihre Aufmerksamkeit richten. Man hat allerdings beobachtet, daß die Kinder in Kellerwohnungen seltener an Darmkatarrhen erkranken als in den, natürlich im Sommer viel heißeren, Dachwohnungen. Trotzdem sind, meiner Ansicht nach, die Dachwohnungen das kleinere Uebel. Denn der wachsende Mensch braucht eben Licht und Luft wie jedes höhere organische Wesen. Das Licht reinigt geradezu die Luft, und die Athmung, überhaupt der ganze Stoffwechsel geht im Lichte lebhafter vor sich als im Dunkel. Kinder, die in dunkeln Wohnungen aufwachsen, haben, selbst wenn sie sonst gesund sein sollten, eine blassere Hautfarbe und schlaffe Muskeln. Die Strophulose, jene bekannte All-

gemeintrauthheit, die sich in einer schwächlichen Körperanlage, blassen, gedunsenem Aussehen, Neigung zu Drüsenanschwellungen und allerlei Katarrhen offenbart, wird zu einem guten Theil auf Mangel an Licht und Luft zurückgeführt. Ueberdies findet sich Feuchtigkeitsam ehesten in Kellern und in nicht unterkellerten Erdgeschossen, kommt aber häufig genug auch in höher gelegenen Räumen, besonders in neuen Häusern vor. Darum Vorsicht beim Mieten! Merkt man die Feuchtigkeitsam erst nach dem Einziehen, so hält es sehr schwer, die Polizei zu überzeugen, daß die von ihr für bewohnbar erklärten und abgenommenen Räume gesundheitsgefährlich seien. Ohne polizeilichen Zwang dürfte aber der Vermieter den Mieter schwerlich aus dem Kontrakt lassen. Wer es sich leisten kann, sollte, besonders in den stillen Gegenden großer Städte, einen Balkon vor der Wohnung haben. Dieser ersetzt den Kindern einen Garten, und sie können, wenn die Mutter zum Ausgehen keine Zeit hat, den ganzen Tag im Freien sein. Die Erkenntnis von der gesundheitlichen Bedeutung der Balkons hat sich offenbar Bahn gebrochen, denn man sieht sie gerade in Arbeitergegenden fast an jedem neuen Hause.

Die Wichtigkeit vernünftiger Ernährung, guter allgemeiner Körperpflege und gesunder Wohnung mögen einige Zahlen beleuchten: Die Säuglingssterblichkeit in den sogenannten besseren Ständen ist 8,9 % — in Fürstenthümern 5,7 %! —, im Mittelstande 17,3 %, im Arbeiterstande 30,5 %, nach Anderen noch höher. Den Einfluß der mütterlichen Pflege lehrt besonders die Thatsache schägen, daß die Sterblichkeit der mehrlieblichen Kinder die der ehelich geborenen in manchen Ländern um das Doppelte übertrifft. Wie wirksam die Ernährung mit Mutter- oder Ammenmilch die Kinder vor Darmkrankheiten schützt, zeigt die Beobachtung, daß in Verlu der dritte Theil aller gestorbenen Säuglinge an Brechdurchfall zu Grunde gegangen ist, in Norwegen, wo die Mütter meist selbst nähren, der siebente, in Schottland nur der zehnte Theil.

Nur wenige Bemerkungen über die körperliche Pflege älterer Kinder.

Die Kost soll einfach und nahrhaft sein. Das Kind braucht nicht Alles mitzuesessen, was die Erwachsenen essen. Rohes Fleisch sollte, weil es Eier von Eingeweidewürmern enthalten kann, überhaupt Niemand genießen, Wurst deshalb vom Kindertisch ausgeschlossen sein, weil sie viel Gewürz enthält, und weil die Kinder möglichst frisches Fleisch essen sollen. Die Milch ist in den ersten Lebensjahren das Hauptnahrungsmittel; daneben Semmel, Brot, einmal täglich leichte Fleischspeise, frisches Gemüse und reifes Obst, Eier. Gewürze, wie Pfeffer, Paprika, Nelken, Senf, Zimmet sind schädlich, weil sie die Verdauungsorgane reizen und sie für entzündliche Krankheiten empfänglich machen können; auch verlangt der Magen immer mehr Gewürze, so daß die Menge der übrigen Kost benachtheiligt wird. Dem Gewürzgemüß wird übrigens nachgesagt, daß er bei Mädchen die körperliche Fröhlichkeit beschleunige. Noch mehr sind alkoholische Getränke zu vermeiden. Sie können zwar, vom Arzte verordnet, in schweren, sich schnell entscheidenden Krankheiten Gutes leisten, sind aber in gesunden Tagen schädlich. Denn der Alkohol hemmt das Wachsthum, kann zum Ausbruch von Nervenkrankheiten, wie Fallsucht und Weitsicht, beitragen, er macht die Kinder schlaff und trägt und vermindert ihre Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten. Dagegen scheint er, besonders bei Mädchen, die schnelle Entwicklung zu beschleunigen, gewiß ein zweifelhafter Gewinn. Auch Kaffee und Thee sind, weil sie das Nervensystem erregen, für Kinder ungeeignet. — Ob vegetarische Ernährungsweise den Kindern zuträglich ist, steht noch dahin; jedenfalls müssen sie große Quantitäten pflanzlicher Nahrungsmittel genießen, um ihren Stoffbedarf zu decken, und so ihren Verdauungsorganen große Arbeit aufbürden.

Die Hautpflege kann sich bei älteren Kindern außer auf die üblichen täglichen Waschungen auf ein mindestens einmaliges Bad in der Woche beschränken, das in der warmen Jahreszeit ziemlich kühl sein kann. Zu Flußbädern, die man Kinder

nicht gerne vor dem siebenten Jahre nehmen läßt, kann man in großen Städten wegen Verunreinigung der Wasserläufe nicht gerade rathen. Bassinbäder sind meist nicht sonderlich appetitlich. Dagegen wäre die allgemeine Einführung von Schulbrunnbädern anzutreiben. Ob eine der vielen Religionsstunden oder eine andere Unterrichtsstunde zu diesem Zwecke unterbrochen werden soll, mögen die Pädagogen entscheiden; jedenfalls hat das Bad auch erzieherische Wirkung, und das Gefühl der Frische und Sauberkeit wird die Kinder für die kurze Unterbrechung des Unterrichts entschädigen. Wer auf Keivv schwört, lasse seine Kinder getrost öfter barfuß laufen, das härtet die Füße ab und befördert den Umlauf des Blutes.

Das Bett sei so eingerichtet, wie bereits beschrieben. Man achte darauf, daß die Kinder beim Einschlafen die Hände auf, nicht unter der Bettdecke haben.

Die Kleidung soll nirgends beengen und ihre Last hauptsächlich auf den Schultern ruhen, nicht auf dem Leibe, so zwar, daß die untere Kleidung an ein Leichen angeknöpft wird, dessen Achselstücke auf der Schulter liegen. Strumpfbänder sind vom Uebel, weil sie den Blutumlauf in den Beinen hemmen.

Jüngere Kinder dürfen nicht bei ganz kaltem Wetter (— 8° R.) in's Freie. Sie müssen bei Zeiten angehalten werden, durch die Nase zu athmen. Sollten sie das nicht können, so ist möglicher Weise eine Erkranfung des Rachens oder der Nase daran schuld, die operativ beseitigt werden muß. Auch das Gurgeln bringe man den Kindern frühzeitig bei; es ist nicht nur der Sauberkeit wegen erwünscht, sondern zur Behandlung der häufigen Halsentzündungen nothwendig. Die Zähne müssen vorsichtig gepulvert werden, in senkrechter, nicht in quere Richtung, weil sich sonst das Zahnfleisch lockern würde. Daß viele Süßigkeiten den Zähnen besonders schädlich sind, ist zwar bekannt, doch steigt hierbei das gute Herz der Eltern meist über die bessere Einsicht. Kinder haben die Neigung, Alles in den Mund zu nehmen. Es ist daher geboten, ihnen nur solches Spielzeug zu geben, das zu groß ist, um verschluckt werden zu können. Die glücklichen Besitzer eines Tuschkastens sollen angehalten werden, die Pinself im Wasser, aber nicht im Munde auszuwischen.

Der Regeln und Rathschläge allein für die körperliche Erziehung und Pflege der Kinder sind so viele, daß eine sorgliche Mutter reichlich mit ihrer Befolgung und Beobachtung zu thun hat, und das schon, wenn das Kind gesund ist. Leider ist unsere Gesellschaft noch nicht so weit, daß gerade die Frauen, für die diese Bemerkungen geschrieben sind, ihren Mutterpflichten ruhig obliegen können, ohne von dem zum Erwerbe nothwendigen Berufsarbeiten in Anspruch genommen zu werden und ohne ängstlich auf ihre beschränkten wirtschaftlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen zu müssen. Kommt einst diese Zeit, dann wird sicher die allgemeine Kindersterblichkeit erheblich sinken, und das heranwachsende Geschlecht wird tüchtiger und lebensfreudiger sein; denn die erste Pflege, die der Mutter, ist entscheidend für die ganze Entwicklung des Menschen. —



Die Vögel des hohen Meeres.

Von Kurt Grottemiw.

Wer je zum ersten Male von der Küste hinaus auf das hohe Meer fährt und das Land, das er verlassen, hinter sich entschwinden sieht, der empfindet wohl ein beengendes Gefühl der Einsamkeit und Hülflosigkeit in dem Gedanken, von dem gewohnten Leben und Treiben nunmehr vollständig abgeschnitten zu sein. Allein das Meer ist doch nicht so einsam und leblos, wie er in jenem Augenblicke denken mag. Fehlen hier auch die Berge und die Vegetation des Landes, so nimmt die ungeheure Wasserfläche doch bei jeder Veränderung der Temperatur, des Wetters, der Tageszeiten eine neue, stimmungsvolle Gestalt an. An lebenden Wesen aber fehlt es in dem gewalt-



Steinadler. Nach dem Gemälde von M. Müller jun.
(Photographieverlag von Franz Gansfängl in München.)

gen Reiche des Ozeans viel weniger als auf dem Festlande, ja, in der ungebändigten Kraft und gigantischen Ausdehnung des Meeres nehmen alle Wesen größere und abenteuerlichere Formen an. Hier lebt der riesige Wal, der gefräßige Hai, der fühne Schwertfisch, hier leben alle diese merkwürdigen Seethiere, Korallen, Tintenfische, Seeesterne, deren ungeheuerliche oder ungewöhnliche Gestalten unsere Bewunderung erregen. Allein nicht nur das Wasser ist im reichsten Maße belebt, auch die Luft ist erfüllt von dem bunten, beweglichen Treiben der Seevögel.

Die Vögel, die von Bord aus sichtbar werden oder in sicherem Fluge um das Schiff kreisen, sind nur zu Anfang etwa dieselben, die auch auf dem Lande vorkommen. Wenn die Fahrt einige Zeit gedauert hat, dann erscheinen jene Vögel des Meeres, die nie auf das Festland kommen, die mitten im Ozean leben und sich nur wohl fühlen, wenn sie ringsum, so weit ihr scharfer Blick reicht, von Wasser umgeben sind. Diese Vögel des hohen Meeres bilden zwar keine einheitliche Thiergruppe, sie gehören verschiedenen Familien, verschiedenen Ordnungen an, allein sie sind alle befähigt, auf dem großen, unendlichen Weltwasser das freie Wanderleben mit seinen großen Reizen und seinen großen Gefahren zu führen; das Eine vereint sie Alle: die Liebe zum Meere.

Ein Vogel, dessen Heimath der weite Ozean ist, muß noch in ganz anderer Weise als seine Vetter vom Lande Gewandtheit und Ausdauer im Fliegen besitzen. Er muß ungeheuerere Strecken zurücklegen, ehe er seinen Fuß auf trockenen Boden setzen kann, er findet bei Sturm und Gewittergüssen keinen Unterschlupf unter Dach oder Baum. Die Vögel des hohen Meeres sind daher die besten und kühnsten Flieger; aber auch ihr Auge ist vielleicht noch schärfer als dasjenige der Landthiere, denn um die Fische und Mollusken zu fangen, die sich unter der verschleierten Oberfläche des Wassers tummeln, dazu gehört ein überaus feines Sehorgan. Die meisten Seevögel können schwimmen, viele vermögen tief in's Wasser hinab zu tauchen, kurzum sie sind dem Leben auf dem Meere vorzüglich angepaßt, während sie auf dem Lande direkt ungeschickt sind und dieses fast nur betreten, wenn ihr Instinkt sie zum Brüten treibt. Aber auch dann wählen sie sich nicht immer die Küsten des Festlandes zum Brutplatz aus, viele ziehen sich vielmehr, als echte Kinder des Meeres, auf eine einsame Insel oder eine Klippe zurück, die rings von den Wogen des Ozeans umspielt wird.

Wenn Schönheit und Anmuth der Bewegung den Rang bestimmen sollen, so muß der Tropikvogel an erster Stelle Erwähnung finden. Von der Größe eines Raben, besitzt dieser Vogel ein schneeweißes rosa angehauchtes Kleid, das an den Spitzen der Schwingen in Schwarz ausläuft, einen dunkelrothen kräftigen Schnabel und prachtwolle weiße, in zwei Strahlen sich ausstreckende Schwanzfedern, die eine Länge von dreiviertel Meter erreichen. In den tropischen Meeren, in denen diese Thiere sich aufhalten, gewähren sie durch ihren leichten Flug, der spielend sich in runden Linien bewegt, durch den Glanz ihres Gefieders, das im Sonnenlicht weithin schimmert, sodann aber durch ihre graziose Federschleppel ein herrliches Schauspiel. Die Tropikvögel folgen häufig den Schiffen, die das Gebiet zwischen den beiden Wendekreisen durchziehen; in kreisenden Bewegungen führen sie um das Fahrzeug ihre Flugkünste auf, bisweilen entfernen sie sich einige Meilen nach rechts oder links, so daß sie für eine halbe Stunde unsichtbar werden, dann aber kehren sie zurück und sind mitunter auf Tage treue Begleiter des Schiffes. Sie leben von Fischen und wissen diese mit großer Geschicklichkeit zu erbeuten. Unbeweglich an einem Punkte der Luft feithaltend, spähen sie mit ihren scharfen Augen herab in die Tiefe, und wenn sie eine Beute bemerken, stürzen sie senkrecht auf das Wasser, tauchen unter und bringen, indem sie sich langsam wieder an die Fläche emporarbeiten, einen Fisch in ihrem kräftigen Schnabel in die Kiste zurück.

Wenn der Tropikvogel der schönste der Meeresvögel ist, so ist der Albatros der größte. Er ist der Riese unter den Luftthieren der Meere, erreicht er doch eine Länge von über einem Meter und,

wenn er die langen Schwingen ausstreckt, eine Breite von vier und ein viertel Meter. Viele Schiffe werden Albatros genannt und der Name wird gegeben in dem Gedanken, daß das Fahrzeug mit derselben Geschwindigkeit die Wellen durchschneide, wie der Vogel die Luft durchheilt, und mit der gleichen Kraft dem Sturme Widerstand leiste. In der That fliegt der Vogel mit einer großen Gewandtheit pfeilschnell dahin, ohne daß er die Flügel merklich bewegt. Auch im Sturm ist er Herr seiner Schwingen, leicht fliegt er gegen den Wind und schaukelt sich wie in heiterem Spiel über den gepeitschten, aufwühlenden Wogen. Der Albatros vermag auch sehr geschickt und mit einer anmuthigen Leichtigkeit auf dem Wasser zu schwimmen, doch versteht er nicht zu tauchen und Fische aus dem Wasser hervorzuholen. Deshalb muß er sich damit begnügen, schwimmend mit dem Schnabel aufzunehmen, was an der Oberfläche schwimmt. So frist er denn, und zwar mit nie zu stillendem Appetit, alles todtte Gethier, das auf dem Wasser langsam dahintreibt. Man hat beobachtet, wie diese Thiere eifrig damit beschäftigt waren, das Nas eines bereits in Verwesung übergegangenen Walfisches anzuhacken.

Wenn der Sturm heftig weht und das Schwimmen auf den hochgehenden Wogen verhindert, dann hält der Albatros sich gerne in der Nähe von Schiffen auf. Auch er folgt diesen und schnappt gierig Alles auf, was von ihnen abfällt. Seine Gier ermöglicht es dann den Matrosen, seiner nach einer Methode habhaft zu werden, nach der man sonst nur die Fische zu fangen pflegt. Er beißt nämlich an jeden Köder und mit ihm auch an den Angelhaken, so daß er wie ein Hecht aus dem Wasser gezogen werden kann. Wird er wieder freigelassen, so geht er bei der nächsten Gelegenheit von Neuem an die Angel und fällt, gierig und ungelehrig, wie er ist, immer von Neuem auf den Köder herein.

Während der Albatros auf den Meeren der ganzen südlichen Halbkugel zu Hause ist, kommt die Kaptane, die wie jener zu den Sturmvögeln gehört, hauptsächlich in der Nähe des Vorgebirges der Guten Hoffnung und der Südspitze Amerikas vor. Von der Größe einer türkischen Ente, dunkelfarbig mit weißen Flecken, zeichnet sich die Kaptane durch große Hierlichkeit ihres Fluges aus. Sie hat die Eigenthümlichkeit, beim Fliegen ihre Schwanzfedern wie einen Fächer auszubreiten und Kopf und Beine an den Körper geschmiegt, einem Segelboot vergleichbar, dahinzuschweben. Die Kaptane hat eine noch größere Vorliebe für die Schiffe, als die vorher geschilderten Vögel, sie folgt ihnen beständig und mit immer sich gleich bleibender Zuneigung. Ihre Anmuth und Anhänglichkeit an das Schiff sind freilich ihre besten und einzigen guten Eigenschaften, denn im Uebrigen ist sie sehr gefräßig, verschlingt alle Abfälle und Ueberreste, die das Schiff den Tag über von sich wirft, seien es nun Küchenneigen oder Berg oder Kantabaf. Wenn die Kaptane gefangen werden, stellen sie sich sehr wüthend an, hacken mit viel Bosheit auf Jeden ein, der sie anfassen will und spritzen ihm einen öligen Saft entgegen. Uebrigens ist ihr Nutzen ein sehr geringer, da ihr Fleisch für ungenießbar gilt.

Eine große Gewandtheit, über dem sturmbelegten Wasser zu fliegen, besitzen die Sturmschwalben, die in allen großen Meeren und nur in diesen leben. Kleinere, zierliche Vögel, die den Schwalben äußerlich ein wenig gleichen, vereinigen sie sich zu Trupps, deren eigentliches Treiben erst mit Einbruch der Dunkelheit beginnt. Unermüdet vermögen sie über dem Wasser dahinzuschweben, der Sturm hindert sie nicht am Flug, da sie im Gegentheil durch Anpassung ihrer Flügel jeden Wind sehr gut auszunutzen wissen. In ihrem Fluge folgen sie sehr geschickt dem Auf- und Niedergang der Wogen, ohne jemals von einer Welle getroffen zu werden. Wie spielend gleiten sie dicht über der Oberfläche dahin, senken sich, wenn sie sich senkt, und schweben auf, wenn sie sich hebt. Die Sturmschwalben sind echte Meeresvögel, die ununterbrochen auf dem Ozean leben, schwimmend zweifeln auf dem Wasser anzuhalten, um dann wieder von Neuem sich über der Oberfläche umherzutummeln. Nur zur Brutzeit be-

geben sich die Sturmschwalben auf das Land, gewöhnlich an eine einsame Meeresinsel, in deren Felsenlöchern sie ihr Nest bauen.

Besser vertraut mit dem Lande ist der Fregattvogel, ein großes, schwarzes Thier mit einem langen Gabelschwanz. Er schläft die Nacht über auf dem Lande und zieht des Morgens hinaus auf das hohe Meer, um hier zu fischen. Nachmittag kehrt er dann mit vollem Magen zur Küste zurück, um hier behaglich zu verdauen. So entfernt er sich selten mehr als zwanzig Seemeilen vom Lande und rettet sich auf dasselbe, sobald ein Sturm naht. Trotzdem ist er keineswegs ungeschickt im Fliegen, im Gegentheil, an Schnelligkeit kann sich vielleicht überhaupt kein anderer Vogel mit ihm messen. Hat er eine Beute erpäht, so fährt er mit schußartiger Schnelligkeit auf sein Opfer herab, und dieses entgeht ihm niemals. So gewandt ist er, daß er einen Fisch, der ihm entgleitet, sofort wieder fängt, noch ehe dieser das Wasser erreicht hat, ja, oft wirft der Vogel, wenn er die gleitende Beute nicht mündgerecht gepackt hat, diese wiederholt von sich und erhafcht sie dann geschickt wieder in der Luft. Weniger gewandt ist der Fregattvogel auf dem Lande, obwohl er hier so lange Zeit zubringt; mit seinen ungelenten Beinen vermag er nur schlecht zu watscheln, und hat er sich auf ebenem Boden niedergelassen, so kann er sich nicht wieder emporschwingen. Er hält sich darum immer auf steilen Klüftenrändern oder auf Bäumen auf, von denen er sich herablassen und so in das ihm vertraute Gebiet der Luft gelangen kann.

Während der Fregattvogel häufiger auf trockenem Boden beobachtet wird, und andere Vögel, wie die Möven und Seeschwalben, eigentliche Küstenthier sind, ist der sogenannte Töpel oder weiße Seerabe wieder ein echtes Kind des Ozeans. Zwar schläft auch er häufig auf der Erde, allein er wählt sich zu seinem Schlafplatz gewöhnlich mitten im Meere gelegene Inseln aus, die schroff aus den Wellen hervortragen. Zum Laufen und Stehen wenig befähigt und auch im Schwimmen nicht geschickt, fliegt er nicht ungewandt, doch besteht seine Hauptstärke darin, aus der Luft blüßschnell herab in's Wasser zu tauchen und seine Beute aufzuspießen. Der Töpel ist ein großer, fast einen Meter langer Vogel von weißer Farbe. Obwohl er sich mit seinem kräftigen Schnabel gut wehren kann, auch zänkisch und streitsüchtig ist, so sind seine geistigen Eigenschaften doch nicht eben hervorragende. Besonders dem Menschen gegenüber, den er allerdings auch selten Gelegenheit hat kennen zu lernen, zeigt er sich sehr ungeschickt und unverständlich, so daß er bei vielen Völkern einen wenig schmeichelhaften Namen führt. Die Töpel kommen in großen Gesellschaften von vielen Tausenden vor, und wo sie haufen, da entstehen jene gewaltigen Guanoberge, die den Bewohnern dieser Gegenden eine gute Erwerbsquelle und die Sehnsucht der Landwirthe sind. Jahrtausende freilich gehörten dazu, um den Koth der Vögel zu solchen großen Guanolagern aufzuhäufen, die heute wie mächtige Kohlenflöße abgebaut und deren Produkte dazu verwendet werden, aus dem bereits erschöpften Ackerboden der alten Welt neuen üppigen Pflanzenwuchs hervorzuzaubern.

Die Seevögel mit ihrer einzigartigen Lebendigkeit und Anmuth bilden den glänzendsten Zug in der Physiognomie des Meereslebens, und es ist daher kein Wunder, daß sich von jeher die Aufmerksamkeit der Seeleute auf sie gerichtet hat. Viele von ihnen spielen im Aberglauben eine große Rolle, viele gelten auch mit mehr oder weniger Recht als Wetterpropheten. Alle aber gewähren dem Reisenden, der Wochen, Monate lang auf dem engen Raum eines Schiffes festgebannt ist, eine erwünschte Zerstreuung. Auch Derjenige, der der Natur keine besondere Reizung entgegenbringt, wird durch den ungewöhnlichen Reiz dieser Thiere gefesselt, die mit ihrem munteren, beweglichen Wesen die Luft beleben, die mit unermüddlicher Kraft über den weiten Ozean dahinziehen, die der Wuth der Stürme trotzen und über den emporstrahlenden Wogen sich wiegen und gaukeln wie zierliche Tänzerinnen. —

Der Bruder des einzigen Sohnes.

(Fortsetzung.)

Von Nemirov-Danschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

In diesem Momente wünschte ich es mir leidenschaftlich, meinen Bruder zu meinen Füßen zu sehen. Lebhaft stellte ich es mir vor, wie ich in meinem Zimmer auf und ab gehe, und er sich vor mir auf den Knien windet, mir angstbeben in's Gesicht schaut. Jetzt lehnte ich mich sehr darnach, meinen Bruder zu demüthigen. Ich fühlte, daß dies mein Geld werth war; auch schmeichelte es mir, daß ich mich erhaben dünken und höher als meine Umgebung stehen würde. Mich zog es zur Höhe, und ich sagte: „Schicken Sie mir ihn, dann werde ich sehen.“ Ich wollte nicht, daß er das Bewußtsein meiner Süßbereitschaft mit sich nehme. Saun ich doch darüber nach, den rosigten Cherubim tief zu demüthigen, ihn auf den Knien kriechen zu lassen, um ihn dann zur Thür hinauszumwerfen. Ihn, der mir Alles entrisen hatte, was man einem Menschen nur zu entreißen vermag: Vater, Mutter, die Braut. Aber alle meine Hoffnungen zerflogen wie Staub. Anstatt ihn in's Verderben zu stürzen, rettete ich ihn . . .

Aus der Fassung gebracht, halb wahnsinnig, war er mir so widerlich, daß ich für den einzigen Sohn meines Vaters nur Verachtung empfand. Bei ihm war sogar die edle Tapferkeit der Verzweiflung nicht zu bemerken. Bei ihm zeigte sich weder eine ehrliche Reue noch eine tolle Verzweiflung. Fortwährend griff er nach seinem Kopfe und rief tragisch aus: „So jung sterben, oh, das ist schrecklich!“

Ich befahl ihm, einen Wechsel anzustellen, und als er das gethan, schleuderte ich ihm das Geld in's Gesicht. Dieses Vergnügen konnte ich mir nicht versagen. Er ging völlig verändert fort, als ob er durch mein Geld ein anderes Gesicht bekommen hätte. Abichtlich sah ich aus dem Fenster, um zu sehen, wohin er sich wenden würde. Der rosigte Cherubim blieb sich treu. Vereits auf der Treppe fing er an, fröhlich zu pfeifen. Er betastete seine Seitentasche und lächelte selig vergnügt. Auf dem Nachhausewege kehrte er noch in eine Konditorei ein; Süßigkeiten waren stets seine Schwäche. Er blieb sich auch in einer anderen Hinsicht treu. Es erwies sich, daß er nicht zehntausend, sondern nur achttausend Rubel verloren hatte. Zweitausend Rubel schlug er auf. Warum sollte er nicht die gute Gelegenheit benutzen, um ein paar tausend Rubel zu unterschlagen?

Ich, der ich mir Alles selbst zu verdanken hatte, ich, für den scheinbar kein größerer Feind existierte als dieser legitime Sohn meiner Mutter — wozu that ich das? Ich weiß es nicht. Es ist ja wahr, mir blieb der Wechsel, den er unterschrieben hatte. Besser wäre es gewesen, wenn ich keinen genommen hätte. —

Nach einigen Tagen traf ich ihn in unserem Stadigarten. Er ging mit einem schönen, jungen Mädchen. Als er mich näher kommen sah, wandte er seinen Kopf zur Seite. Einige Schritte von mir entfernt, sagte er seiner Dame gewiß etwas von mir, da sie nach mir hinblickte und zu lachen anfang. Späterhin wollte er mich nicht mehr kennen. Nach einigen Monaten kam es mir zu Ohren, daß er mir in seiner Gesellschaft den Spottnamen „Die Sünde meines Vaters“ gab. Das Blut frieg mir zu Kopf, als ich das zum ersten Male hörte. Warum schwieg er von seiner Mutter? Ich konnte nur das Eine nicht verstehen, wann sich in ihm diese Niederträchtigkeit entwickelt hatte; denn er war wirklich niederträchtig geworden.

Voll Zorn über den Spottnamen begab ich mich zu ihm, um mein Geld zu fordern. Ich fragte, wann er den Wechsel einlösen wolle.

„Ist er denn schon fällig?“

„Ja, er ist immer fällig.“

„Sie haben ihn auf Sicht ausgestellt?“

„Sie haben versichert, daß Ihr Vater das Geld in einer Woche bekommen würde. Ich bin nur ein Arbeiter, habe eine Werkstatt, und mir ist diese Summe unentbehrlich.“

Jetzt wurde er plötzlich sanfter und leute ein.

„Erstens, warum sagst Du „Ihr“ Vater, und zweitens, was soll das „Sie“ bedeuten?“

Am liebsten hätte ich ihm in's Gesicht gespuckt. Ich bedurfte großer Anstrengung, um mich zu beherrschen, und antwortete: „Sie sind sein Sohn; ich bin — seine Sünde.“

Als ich fortging, sagte er kaum hörbar: „Das Geld schicke ich später, in ein paar Tagen.“

Diese paar Tage dauerten selbstverständlich einen Monat. Endlich erfuhr ich, daß ihm das Glück hold war und er das verlorene Geld, sogar viel mehr, zurück gewonnen hatte. Ich schrieb ihm, daß ich den Wechsel wegen Zahlungsweigerung protestiren lassen würde. Ich vergrößerte mein Geschäft und brauchte dazu wirklich mein Geld. Spät Abends erschien in meiner Werkstatt sein Vater. Doch jetzt war er nicht mehr so weich und zugänglich; er brauchte sich ja nicht mehr zu verstecken.

„Was schreibst Du denn meinem Sohn für einen Unsinn?“

„Was für Unsinn?“

„Welchen Wechsel, mangels Zahlung, willst Du denn protestiren? Das fehlte mir gerade noch, daß Du Dich mit Fälschungen beschäftigen solltest. Bist Du denn irrsinnig geworden?“

Diese Unverschämtheit empörte mich maßlos. Mein Blut gerieth in Wallung. „Wenn hier Einer von uns Beiden irrsinnig geworden ist, so sind Sie es jedenfalls und nicht ich. Schlimm genug ist es allerdings, daß Ihr einziger Sohn fremdes Geld verspielt; ich rettete ihn vom Verderben, ich gab ihm mein im Schweiße des Angesichtes verdientes Geld — und schwöre, daß ich dieses Geld bis auf die letzte Kopeke einfordern werde!“

„Also Du willst einen Skandal in Szene setzen?“

„Nein, gebet mir das Meinige und damit basta.“

„Wir haben jetzt kein Geld!“

„Ich habe gehört, daß er jetzt viel gewonnen hat.“

„Er braucht es zur Einrichtung. Seine gesellschaftliche Stellung erfordert große Ausgaben.“

„Brauch' ich denn mein Geld nicht?“

„Ach, das ist ja ein gelungener Vergleich! . . . Du, der Arbeiter, brauchst Geld? Ach, Ihr Arbeiter könnt ja das Geld immer entbehren. Sagt doch, was sind das für Annahmen. Er hat zehntausend Rubel nötig, und da soll man ihm das Geld sofort auf den Tisch legen.“

„Aber dies Geld ist ja mein Eigenthum.“

„Ziehst Du denn unsere Ausgaben und Sorgen für Dich nicht in Betracht? Wir haben ja einen Menschen aus Dir gemacht. Hab' ich Dich etwa in's Hündelhaus geschickt, wie es Alle thun? Das ist doch nur für Menschen Deinesgleichen erbaut.“

„Vater, Vater! Schämt Ihr Euch denn garnicht?“

Diese Worte entschlipfen mir wider Willen. „Wenn Du mich als Deinen Vater anerkenntst, so zerreiß diesen Wechsel.“

Ich stand auf; es war klar, daß man mit ihm nichts anfangen konnte. Die Wuth ersticke mich förmlich.

„Nacht, daß Ihr fortkommt. Für Euch „ehrliche Leute“ ist hier kein Platz. Fort, aber schnell, sonst bin ich meiner nicht mehr mächtig.“ Ich sah wahrscheinlich meinen Worten gemäß aus. Er wurde plötzlich stiller, ließ in der Eile sein rothes Taschentuch bei mir auf dem Tische liegen und entfernte sich schnell. An der Thür blieb er stehen und wandte sich mir noch einmal zu, gleich wie zum Abschied, sagend: „Denke daran, es ist kein Wechsel meines Sohnes vorhanden; wenn sich aber ein solcher finden würde — so ist es ein gefälschter. Uns wird man mehr Glauben schenken, als Dir. Ich rathe Dir, nicht gerichtlich vorzugehen. . . . In Sibirien ist für solche, wie Du Einer bist, genug Platz.“

Nach diesen Worten verschwand er. In dieser Nacht warf ich mich schlaflos auf meinem Lager hin und her. Sogar meine eiserne Gesundheit konnte dem nicht Stand halten. Wie mit einem Hammer pochte

es mir in den Schläfen. Es sauste mir in den Ohren, das Klaffen brannte unter meinem Kopfe, und die Bettdecke schien für mich zu schwer. Trockenes Fieber wechselte mit Schüttelfrost. Ich öffnete das Fenster, aber sogar die frische Luft schien mir trocken und schweiß. Erst Morgens beruhigte ich mich. Um jeden Preis wollte ich meine Drohung ausführen. Wie — ich, der ehrliche Mann, sollte mich vor diesen Schurken fürchten? Ihnen mein Geld schenken? Nein, nie!

Denselben Tag ging ich noch zu einem Rechtsanwält und erzählte ihm Alles. Unentschlossen hörte er mich an, schüttelte den Kopf und sagte: „Sind Sie auch sicher, daß Alles so gewesen ist, wie Sie es mir hier erzählen? Ich kenne Herrn Obedin als einen sehr geachteten Mann, und sein Sohn ist einer der besten jungen Leute in unserer Stadt. . . . Das sollten sie gethan haben? Jedenfalls sehr bedenklich.“

Nun nahm ich den Wechsel aus meiner Tasche und zeigte ihn. Er war noch immer unentschlossen. „Für wen halten Sie mich denn eigentlich?“ rief ich erbittert aus.

„Sie? . . . Sie kenne ich nicht.“

„Denken Sie vielleicht, daß ich diesen Wechsel gefälscht habe?“

„Nein, das halte ich für unmöglich. Sie haben eine Werkstatt, Arbeit, wozu hätten Sie es da nötig, Wechsel zu fälschen! Aber sehen Sie, mir sind alle Umstände Ihrer Geburt bekannt. Es ist möglich, daß Ihnen Ihr Bruder in seiner Gutmüthigkeit einen Wechsel ausstellte, ohne Geld zu bekommen. Na, so z. B. vielleicht wollte er Sie entschädigen für . . .“

„O, enden Sie nicht!“

Von diesem Herrn begab ich mich zu einem einfachen Sachwalter. Der war nicht so schwerfällig, nur wollte er seine Mühe im Voraus bezahlt haben. . . .

Was alsdann vorging? — —

Ich weiß nicht, wie ich diese Monate überlebt habe. Der rosigte Cherubim, sowie auch mein Vater spielten ihre Rollen vortrefflich. Als sich die Thür meines Kerkers hinter mir schloß, als das Schloß meiner Gefängniszelle in seinen Fugen krachte, da konnte ich, abgeschlossen von der ganzen Welt, an die unbefiegbare Kraft und triumphirende Macht des Bösen glauben lernen. Wie ein Tiger in seinem Käfig lief ich von einer Ecke zur andern, klopfte an die Thür, warf mich auf den steinernen Boden und weinte, auf ihm liegend, bitterlich. Den Kopf wollte ich mir an den Wänden zerschmettern. Niemand hörte mich. Ein Tag verging nach dem andern, Monat nach Monat im schrecklichen Schweigen meines Kerkers. Bei mir wechselten eine Art Berrücktheit mit vollständiger Verzweiflung.

Aber dies Alles hilft nichts. Man hält mich jetzt für geisteskrank und irrt sich gründlich. Obgleich es leicht möglich wäre, daß ich es geworden wäre, und dazu schon diese einzige Periode meines Lebens genügt hätte. Sogar dem Verbrecher ist diese Einsamkeit, sind diese Kiegel und Schlösser, die Kälte der Steinwände unerträglich. . . . Was fühlte ich erst, der Schuldlose, ich, der schon ganz gebrochen war durch das Bewußtsein des mir angethanen, tödtlichen Unrechtes. — —

Ich war petuniar gänzlich ruiniert. Meine Werkstatt wurde geschlossen. Die Arbeiter zerstreuten sich. Mein Hab und Gut wurde mir gestohlen.

Ich saß auf der Anklagebank und mußte ruhig anhören, wie der Staatsanwalt mich, den fleißigen Arbeiter, fortwährend Schurke nannte. Mein Vater vergoß Profobilsthränen im Gerichtssaale, wandte sich endlich mit den Worten an die Geschworenen: „Ich nehme diese Schidung als gerechte Gottesstrafe für die großen Sünden meiner Jugend.“

Bei diesen Worten bekreuzigte er sich sogar.

Er fand Anklang bei dem Publikum. Armer Greis! konnte man von den Gesichtern der Anwesenden deutlich ablesen. Mein Bruder sprach im verachtungsvollen

vollen Töne und mit hoch erhobenem Haupte. Scharf sah ich nach ihm hin, er aber sahte genau auf und nied meinen Blick. Wie erinnerte er mich an das verzogene Kind, das ich so oft auf meinen Armen getragen! Seine Haare waren auch jetzt noch lockig, und seine Stimme klang noch jetzt so innig wie zu der Zeit, da er meine arme Emilie in's Verderben gelockt.

Die Geschworenen sprachen mich frei. Nichtschuld! lautete das Urtheil. Diese Worte setzten das Publikum in Erstaunen. Späterhin las ich in den städtischen Zeitungen Aufsätze, in denen man die Richter beschuldigte, daß sie wissentlich Diebe und Mörder freilassen.

Jetzt ging ich als freier Mann umher. Aber... ich war schon Arrestant gewesen, ich hatte als Angeklagter vor Gericht gestanden. In den Werkstätten fand ich keine Arbeit; meine ganze Existenz war durch Schurken vernichtet. So blieb mir nur ein Zufluchtsort, das — Wirthshaus.

Nach meiner Rechtfertigung forderte ich auf's Neue mein Geld. Aber das zu bekommen, erwies sich als unmöglich. Man ließ mich rufen und sagte: „Siehst Du, mein Lieber, sei zufrieden, daß Du freigesprochen worden bist; wenn Du nun wieder Dein Geld forderst, so könnest Du wohl weit fort kommen, zum Beispiel nach Sibirien.“

Ich verstand selbst nicht, was mit mir vorging. Daher ging ich zu bekannten Herrschaften, um Arbeit bittend, wurde aber meistens garnicht vorgelassen.

Die, welche mit mir sprachen, bemerkten, daß sie nur für ehrliche Leute Arbeit hätten, und wieder Andere sagten mir, ohne sich zu geniren: „Mit Dir in Verbindung zu stehen, ist gefährlich; Du mußt schon ein großer Betrüger sein, da selbst Dein Vater sich von Dir lossagte. Mach', daß Du fortkommst!... Paßt auf, daß er auf dem Wege zur Thür nichts mitnimmt. Es ist ja bekannt, welche „Unversität“ er besucht hat... Daher hat er so viel gelesen.“

Nach diesen Demüthigungen ging ich zum Fluss. Sahen es mir doch, als ob er nur für mich geschaffen wäre, damit ich mich hineinwerfe und zu Grunde gehe, um befreit zu werden von dieser schrecklichen Welt! Aber da kam nahe an mir mein Bruder, rosig, glücklich, fröhlich vorüber. Nein! Jetzt war es noch zu früh, zu sterben. Erst mußte ich mich an ihm rächen. Alles Menschliche in mir erstarb in diesem Augenblicke, und nur eine grenzenlose Wuth gegen ihn blieb zurück. Wie ich beschimpfter, armer, hungriger Thor mich an ihm rächen sollte, mußte ich selbst noch nicht. Aber ich war fest davon überzeugt, daß mir das Schicksal einst Gelegenheit geben würde, mich zu rächen. Ich liebte diesen Gedanken der Rache; den Tag über trug ich ihn im Kopfe umher, Nachts sah ich seine Verwirklichung und erwachte Morgens, nur im Gedanken an ihn. Wie das Gehirn eines Kartenspielers nur darüber nachdenkt, von welchen Kartenkombinationen sein Gewinn oder Verlust abhängt, so schuf auch das

meinige Pläne, von denen einer immer schrecklicher als der andere war.

Betrunknen — ich fing schon an zu trinken — redete ich mir von meiner Rache und theilte den Wirthshausbesuchern meine Pläne mit. Kräftig schlugen sie mich auf die Schulter, womit sie ihren Beifall ausdrücken wollten und schrieen mir zu: „Thu' es nur, packe die Taugenichte am Halse, würg' sie, schlage sie mit einem Holzstiel auf den Kopf, das ist noch besser, das wird sie sehr erfrischen. Hau sie Alle nieder!“

Alle diese meine Freunde hatte das Schicksal auch benachtheiligt und vernachlässigt. Sie dachten unter dem Worte „sie“ an meinen Bruder und die ganze Welt, die sie entehrt, auf die Strafe geworfen und rachsüchtig gemacht hatte. Ich schrie mit und bürgte dafür, daß, wenn ich in solchen Augenblicken meinen Bruder getroffen hätte, ich zum zweiten Male auf die Anklagebank gewandert wäre, um von dort aus für immer nach Sibirien zu gehen! Wenn ich meine Vergangenheit Leuten in einer anderen Gesellschaftslage erzählen würde, so glaube ich sicher, daß sie es für unmöglich halten würden, daß es solche Schurken wie meinen Bruder und meinen Vater gäbe. Aber mein Vater und mein Bruder waren ja vornehme Leute! Wem sollte man da eher glauben? Mir? Mir, der ich den Leuten nicht einmal frei in's Gesicht schauen, sondern nur mit niedergelegenen Augen begegnen konnte?! (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Regentage.

Das sind die grauen Regentage,
Die stillen, grauen Tage. Trübe spannt
Sich über Himmel über ödes Land...
Die Felder leer, kein Lied ertönt im Haage,
Nur Krähen flattern auf am Waldesaum.
So sterbensmüde hängt das Laub am Baum,
Das welke Laub, so traurig zieht der fahle,
Der kalte Nebel durch die bange Welt...
Was schaust Du noch nach Blumen aus im Thale?
Die Blumen sind verblüht, der Regen fällt.

Das sind die grauen Regentage...
So lange, endlos lange währt die Nacht.
Und schlaflos lausch' ich jedem Stundenschlage,
Ob immer noch der Morgen nicht erwacht...
Der neue graue Tag, was wird er bringen?
Vergehen wird er, wie die andern gingen,
Kalt, liebeleer, von keinem Licht erhellt...
Umsonst auch heut Dein Wünschen und Dein
Streben,
Was hoffst Du immer noch auf Glück im Leben?
Das Glück ist lange todt — der Regen fällt...
Dorothee Goebeler.

Steinadler. Hoch oben über der Alm, auf der die Herde weidete, hatte der Adler lange geschwebt, in kleinen Kreisen immer über demselben Orte; seinem scharfen Auge war das Thal nicht entgangen, das da in lustigen Springen abwärts von der Herde heruntollte. Dann war er auf einmal herabgestoßen und hatte seine mächtigen Klänge dem Stalbe in Hals und Weiche geschlagen. Mit ein paar kräftigen Schlägen der Schwingen hatte er das kläglich blöckende Thier zu betäuben gesucht. Aber der Sinne hatte das Schreien gehört: jetzt naht er! Der Steinadler ist nicht nur stark, er ist auch wuthig, ohne Kampf will er dem Menschen die einmal erfasste Beute keineswegs überlassen. Er wendet sich wüthend gegen den herankommenden Angreifer; die Kopfdecken sträuben sich, aus dem geöffneten Schnabel bringt ein Pfandchen, und seine beste Wehr, die starken Flügel, sind zum Schlage erhoben... Es fällt auf, daß der Adler gerade den Moment zu seiner Darstellung wählte, in dem die Schwingen hoch aufragten in die Luft. So bietet das schöne Thier das beste Bild; das ganze Interesse des Zuschauers konzentriert sich auf das Thier selbst, die Ver-

schafft, die in Nebelschwaden versinkenden Bergriesen, tritt völlig zurück. Das Verhältniß zwischen der Natur und dem Thier ist also entgegengesetzt dem, das wir z. B. in dem Wilde Heinrich Jürgels „Frühlingssonne“ kennen lernten. Dort war die Naturstimmung Alles, auf der Wirkung, die von den ersten erwärmenden Sonnenstrahlen im Jahr ausgeht, beruhte der Eindruck des Wildes, die — gewiß prächtig dargestellten — Schafe erschienen darin als ein organisch eingeordnetes Element neben den anderen. Hier ist es die Zeichnung der Schwingen, wie sie mächtig ausladend den Raum füllen, der lebendige Ausdruck des kampfbereiten Thieres, wie auch der des verängstigten Stalbes, die den Blick fesseln. Die Thiermalerei ist noch durchaus nicht alt, wenn man darunter nur die ausschließliche Darstellung von Thieren versteht. Nebenher werden Thiere schon in den ältesten Zeiten, bei den ersten Versuchen gezeichnet. Aber erst in der plinischen und holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts spielt die Thiermalerei im engeren Sinne zum ersten Male eine große Rolle; während die Plänen, an ihrer Spitze Rubens, mehr glänzende, auch im Format große Jagdscenen lieben, wendet sich der einfachere Stil der Holländer den Hausthieren zu; so sind vor allem die Darstellungen Paul Potters, der mit Vorliebe Rindvieh auf der Weide malte, berühmt. In unserem Jahrhundert hat die Thiermalerei wieder eine große Bedeutung erlangt. Wenn man heute auch im Allgemeinen auf die Stimmung der Natur, in der die Thiere leben, das Hauptgewicht legt, so gehen die großen Thiermaler doch immer auch auf eine scharfe Charakteristik der Thiere aus. Man sucht die „Seele der Thiere“, nicht nur ihre äußere Erscheinungsform, mit in das Bild hineinzubringen, den bloßen Blick der Auh nicht weniger als das Lächeln der Fuchsaugen oder den „treuen“ Ausdruck der Augen des Hundes. Man beobachtet scharf, wie dieser Ausdruck sich bei den verschiedenen Anlässen ändert, in welchen charakteristischen Formen sich z. B. der Jörn äußert, und diese individuelle Art des Thieres, wie in unserem Falle der sich zum Kampfe stellende Steinadler, wird dem Maler dann das Motiv seines Bildes.

Ein Mann, der in den Gerichtsakten als corpus delicti vorliegt, wird von Dittel in der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ beschrieben. Er wurde in den Akten des sächsischen Amtes Wolkstein gefunden. Ein Arzt (!) hatte im Jahre 1496 das Ding einer Dienstmagd aufgeschwagt. Die Wurzel war „an einem gewissen Tage“ auf dem Nichtplatz ausgebrochen. Sie ist 17 cm hoch, als Arme sind Vogelbeinchen eingefügt, um den Leib in ein zufällig rothseidenes Band mit einem angehefteten Silberpfennig gewickelt; die Peine sind in hieroglyphisch beschriebenes Papier eingehüllt.

Mein Junge. Es ist früh Morgens. Ich bin gerade aufgestanden. Die helle Morgensonne glitzert durch die Scheiben, und das dunkle Mattgrün der Kastanien und Akazien rauscht und wiegt sich im Winde. Das Bett unseres Jungen steht quer vor dem Fußende unserer Peiten. Er schläft noch. Sein Vertheil hat er abgestrampelt. Mit den kleinen, dicken Wurzeln liegt er

quer über dem Bett, und sein flachschlondes Haar hat in der Morgensonne einen Goldglanz. Hin und wieder krabbelte eine Fliege über sein Stumpfnäschen, dann rümpft er es und wirft sich mit einem kräftigen Nuck auf die andere Seite. Der kleine Mund ist halb geöffnet, und die kurzen, fleischigen Finger halten die Trümmer eines Spielzeuges unklammernd, mit dem er am Abend eingeschlafen. Nun wird er wach: ein langes Strecken und Dehnen der kleinen, rosigen Glieder, dann ein mürrisches Reiben der Augen und der kleinen Stumpfnase. Nachmals recken. Und nun schlägt er die großen, blauen Augen auf; doch nicht mehr verschlafen und müde, sondern mit dem ganzen, runden Ständergesicht in der hellen Morgen hineinschauend.

Der Morgenimbis ist verzehret. Mit den kleinen Beinchen trottet und stampft er mit zum Kerger der unter uns Wohnenden auf und ab, manchmal einen wenig graziösen Freudenprung wagend. Das geht den ganzen langen Vormittag durch die Stube, mit tausend Fragen und tausend Wünschen und einem ewig hungrigen Mäulchen. Spielen thut er nur wenig. Hammer, Stambuch, Klaisstift oder Blechdeckel sind sein liebliches Spielzeug; Schanclerpfert und Holzbiere läßt er ruhig in der Ecke stehen; das ist ja nichts Lebendiges und macht keinen Lärm!

Dann kommt das Mittagessen. Er sitzt wie ein Erwachener auf seinem Stuhle und isst „allein“ mit einem Wechtlöffel von seinem Emailleteller. Er isst langsam und bedächtig, damit kein Krümchen verloren geht; nur in ganz besonderen Ausnahmefällen hilft er mit der Hand nach. Satt wird er eigentlich aber niemals, und zum Schlusse der Mahlzeit giebt es fast regelmäßig ein kleines Stongert. Am Nachmittage spielt er dafür desto artiger mit den Kindern des Nachbarhauses, und der Sandberg der benachbarten Wiese, in dessen Nähe Pferde und Ziegen weiden, ist der Inbegriff seines kindlichen Paradieses, von dem er sich regelmäßig nur schweren Herzens am Abend zu trennen vermag. Dann darf er vor dem „Insbesonderen“ noch ein bisschen barfuß und im Hundchen auf dem Sopha herumklettern. Das ist seine besondere Seligkeit. So ungeschickt wie nur irgend mög'ich wagt er sich hier auf der gepolsterten Kreuze an alle die halbrecherischen Veruche kindlicher Neugierigkeit heran, schießt Kopf, klettert, springt, daß der Mutter das Herz zittert.

Mit einem wehmüthigen „Gutenacht!“ und einem oder zwei Chokoladenplätzchen als Einschlafungsmittel geht es in's Bett. Durch die halb geöffnete Thür bringt noch eine geraume Zeit lang das Poltern und Mütt in heimlich verlockter Zukunftssicht, bis dieselben in die wenig melodischen Töne eines alten anderen Sterblich in unverständlichen Liedes übergehen, welches schließlich mit einem ruhigen und gesundem Schlaf endet. Da liegt er dann wieder quer über'm Bett, abgestrampelt, mit nackten Beinen und Beinchen, und in der Dunkelheit des verhangenen Schlafzimmers leuchtet der frische Glanz seines kleinen, weißen Körpers. —

Nachdruck des Inhalts verboten!